



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hofer, Klara: Hebbel und Heine

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Hebbel und Heine

Don Klara Hofer in Berlin



Es ist 1844 und Juni. In seinem Zimmer in der Rue de Mulhouse Nr. 13 im Faubourg Poissonnière steht Hebbel am Fenster. Es ist Morgen, noch liegt ein Nebel über dem Häusermeer von Paris, das er unter sich erblickt: aber die Sonne kämpft schon mächtig und wird bald den Nebel verzehren, wie er jetzt noch ihre Strahlen verzehrt und dadurch blau wird, indes er anfangs grau war. Je länger er hier lebt, desto lieber wird ihm die Stadt. Hier trennte er sich mehr und mehr von seiner finsternen Vergangenheit los, hier lernte er den hohen und einzigen Wert des Lebens kennen, und die Kraft des Menschen und seine Ziele, aus dem geliebten Leben heraus zu holen, was als seine Aufgabe darin sitzt, wie in der Knospe — von Unbeginn dunkel empfunden — wurden hier klar in ihm.

Er hält einen Brief in der Hand, von Elise Lensing, die ihn durch ihre Liebe und Aufopferung in seiner schrecklichsten Zeit am Leben erhielt. Ihr verdankt er sein Leben, ist er ihr dafür sein Leben schuldig? — Elise ist eine zu rein und selbstlos empfindende Seele, um mit der Brutalität roher Naturen ihre Rechte zu behaupten, und sie hat Rechte. Wie ist das nur gekommen, was ihn an sie bindet wie mit Ketten? — Er fühlt sich gebunden; er hat ihr gesagt: nur sie wird seine Frau. Es war ihm Ernst damit; er hat es gesagt nicht einmal, sondern vielmals, in Wort und Schrift; er hat es gesagt aus der inneren Ehrfurcht heraus, die er vor ihr empfand, aus der Gewißheit heraus, eine adligere Natur könne er nicht finden im Leben.

Nun haben die Jahre der Unsicherheit, des Mit-leidens und Selbst-leidens sie zermürbt, ihre Kraft ist gebrochen. Fehlschlag auf Fehlschlag ist gekommen, ein Unglück hinter dem andern, nun ist ihre Seele müde geworden. Gott hat es nicht gewollt. Man muß den großen Gedanken entsagen, vielleicht läßt sich noch ein Menschenglück zimmern aus zerbrochenen Planken. Da kommt ihr wie vom Himmel der Antrag des Verlegers Campe, Herr Dr. Hebbel möchte die Redaktion des Telegraphen für Deutschland übernehmen, des großen Blattes, das in Hamburg erscheint, das bis jetzt Karl Guzkow geleitet hat. Das ist ein Glück für sie, wie von Gott selbst gesandt. —

Hebbel blickt über die Dächer, die Sonne liegt schon juliwarm darüber und faßt sie in bleiches Gold. Muß er den Antrag annehmen? — Für seine Berufung

ist dies der Ruin, seine Berufung ist auf einem anderen Gebiet. Noch glaubt er an seine Berufung, der Nation ein aufrüttelnder, gewissenstärkender Wegweiser zu werden.

Da kommt er sich vor wie ein Soldat, der um der Tränen einer Frau willen wegbleibt von der Fahne und vom Kampf, wenn er diesen Antrag annimmt, der seine Kräfte für seine eigentlichen Ziele brach legt. . . .

Vielleicht Schimäre. Vielleicht liegt seine Pflicht jetzt im Menschlichen, Elfen ihre Leiden und Sorgen zu vergelten, sich eine Existenz zu schaffen, die glänzend sein kann. . . .

Er braucht einen Rat. Nicht von klugen, wohlmeinenden, achtungswürdigen Alltagsmenschen. Die würden ihn nicht verstehen. Eine kongeniale Natur. . . .

Einen einzigen solchen Menschen kennt er in Paris: das ist Heine. Er macht sich fertig, er will zu Heine gehen.

Draußen brennt das Pflaster; es wird ein heißer Tag. Er steigt die vier Treppen des eleganten Hauses in der Rue Richelieu hinan. Die femme de chambre öffnet.

„Monsieur est chez lui.“

Heine hat seinen guten Tag; er ist nicht mehr so schön wie auf Oppenheims Bild mit dem sinnenden Ausdruck; er ist etwas angerundet und sieht jüdischer aus als früher; seine scharfen, molanten Augen haben etwas Zutrauen-erweckendes. Nebenan lärmt Frau Mathilde mit den Nachbarskindern, die sie sich zum Zeitvertreib holen darf. Die Sonne liegt über dem Zimmer, diealousien stehen schräg, ein Busch Narzissen ist auf Heines Tisch, der duftet und leuchtet.

Heine lacht, als er Hebbel sieht.

„Heut hab' ich an unseren Nährvater geschrieben in Hamburg. Wenn er das liest, stößt er sich den Schädel ein, so hoch wird er springen vor Wut. Ich habe jetzt einmal Bedingungen gemacht. . . .“

Schon wieder das leidige Thema. Aber das erleichtert die Anknüpfung.

„Sie wissen, daß Guzkow weg ist von Campe, Herr Heine. . . .“

Heine macht pantomimisch die Bewegung des Ausspiens.

„Nichts von diesem Schuft. Das ist der Schusterle aus den Räubern. . . .“

Hebbel lächelt:

„Laube ist viel schlechter als Charakter. Und Laube ist lieb Kind bei Ihnen. . . .“

Heine betrachtet die Spitzen seiner Schuhe.

„Laube hat mir nichts im Geschäft verdorben. Wer mir mein Geschäft verdirbt, der ist mein Feind. — Mag er sonst sein, wie er will. Laß ihn doch leben, wollen wir doch auch leben. — Was ist's mit dem Telegraphen?“ —

„Was meinen Sie, soll ich hingehen für den Fall, daß —“ sagt Hebbel langsam und vorsichtig.

Heine wird Feuer und Flamme.

„Sie müssen allerdings herabsteigen, aber der Erfolg wird ein großer für Sie!“ Seine grauen Augen funkeln rachsüchtig: „Und für Guklow auch, im andern Sinn! Da kriegen Sie den Kerl schon in die Hand. . . . Sie erobern die Theater. . . .“

„Und woher immer neue Stücke?“ —

Heine hebt die Hände, schöne, weiße, lange Hände.

„Gott der Gerechte! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Greifen Sie zu, greifen Sie zu!“ —

Hebbel blickt durch die Jaloufiestäbe auf die funkelnden Dächer.

„Ich habe nicht das Zeug zum Tagesschriftsteller. Ich gehe auf anderes. . . .“

Der andere betrachtet ihn mit weit offenen Augen.

„Aber Sie machen Geschäfte. . . .“

Hebbels Blick lehrt zurück.

„Was hat die Kunst mit Geschäft zu tun? — Sie sagten eben: Wer mir mein Geschäft verdirbt, der ist mein Feind. Ich sage: Wer die Kunst schändet, der ist mein Feind.“

Heine verzieht die Lippen.

„Tatata, lieber Herr Doktor. Sie wollen doch wohl leben —“

Hebbel sieht ihn starr an:

„Von der Kunst leben sollen, ist Unglück; von ihr leben wollen, Verbrechen. Vom Heiligen soll man nicht leben.“

Heine schürzt den mokanten Mund.

„Mein Freund! Keiner hat besser gelebt, als Priester und Muggen. Wer beim Dpfertisch verhungert, verdient es nicht besser. . . .“

Plötzlich kommt Interesse in seinen Blick, er kneift die Augen zusammen und lehnt den Kopf zurück.

Er sieht in der funkelnden Halbdämmerung den langen blonden Menschen ihm gegenüber wie durch einen Schleier.

Die Einzelheiten verschwinden; was bleibt, ist das blaue Auge, Lodernd und hart zugleich, der kühne Umriß der knöchigen Gestalt, der harte helle Fanfarenton der Stimme, in der Bereitschaft ist zum Kampf, eine tapfere Härte. — Heines Pupillen werden kleiner, verengen sich, werden wie die eines Katzenauges — konzentriert, ganz Spannung und Entschluß. — Jetzt sitzt sein scharfer Geist vor der verschlossenen Pforte der Dinge, horcht hell und scharf auf jeden Ton von drinnen, — sein ganzes Gesicht ist angespannt. Er läßt die Hand sinken, sein Gesicht scheint auseinander zu fließen, seine Augen werden wieder träumerisch. Um seinen Mund zuckt ein Lächeln der Befriedigung: er hat es.

Seine Stimme hat den süßen umflorten Klang seiner Lieder, als er sagt:

„Sie sind ein Fossil der Vorzeit, mein Freund; Sie sterben für das, was Sie glauben. Das werden wir nicht mehr haben auf dem Gebiet der Kunst. Der vorlezte war Schiller —“ Heines Stimme wird leise und ehrfürchtig —

„die großmütige Flamme, die mit Aufopferung loberte — vielleicht schon mehr für die Freiheit als für die Kunst . . . Jetzt kommen die Märtyrer der Freiheit: Sie sind der letzte große Dichter.“

Hebbel springt auf: „Da sei Gott vor, daß ich das sei.“

Heine nickt nachdrücklich mit dem Kopf. „Glauben Sie mir. Wir werden keine großen Dichter mehr haben — wir bekommen nur noch große Schriftsteller.

Wohin Sie führen, weiß ich nicht. Aber in die Ebene, scheint mir, nicht. Sie führen nach Norden, in eine klare, kalte, schneidende Luft, in überlebensgroße Erhabenheiten und Einsamkeiten; Sie greifen das Ewige aus dem Zeitlichen. — Ihr Blick ist sicher, Sie klettern gut, Ihnen wird so leicht kein Grat zu schroff sein und zu steil“ — sein Ton schlägt plötzlich um, wird leicht und ironisch — „Ich fürchte nur, wer Ihnen da nachklettert, dem nimmt die dünne Luft den Verstand, der versteigt sich wie der gute Kaiser Max, von dem uns der brave und biderbe Graf im schönen Wien erzählt — haben Sie 's gelesen? Sehr wacker. —

Sie sind kein Mann für dies Geschlecht, das weiche Kleider trägt, nach der Könige Häusern schießt —

Sie sind aus der Heldenzeit, als das Leben noch hart und zweckmäßig war, als man noch die Wahrheit ertrug —

Vielleicht ist Ihr Geist ein Bergwerk, bestimmt, ausgeplündert zu werden von Epigonen. — — —

Ich bin Skeptiker, ich glaube nicht mehr. Die Welt ist greisenhaft geworden. Man wird Ihnen nicht Dank wissen für Ihr strenges Licht: mundus vult decipi, lassen Sie dem Pack seine Lebenslüge.

Vielleicht sind Sie das Werkzeug, das durch seine Härte den Funken schlägt aus diesem tauben Gestein, vielleicht —“

Er bricht plötzlich ab.

Aber bilden Sie sich nicht ein, daß . . .

Sie haben ebenso das Zeug zum großen, massenbewegenden Zeitschriftsteller und“ — er streift mit dem Blick Hebbels dürftige Kleidung — „es gibt etwas, das nennt man vernünftige Anpassung an die Bedürfnisse des Daseins —“

Hebbel blickt in eine Ferne: alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit — darüber das andere, schemenhaft, in Wolken, des Wesen nicht von dieser Welt ist, das des Zukünftigen wartet . . .

Er vergißt, was um ihn ist, seine Fäuste krampfen sich zusammen: Siebenfach Verhüllte, Furchtbare! Wahrheit, die du nur dem tapfersten Freier das Antlitz schleierlos zeigt — du hast mich gerufen, ich habe mit dir gerungen — du siegest: nimm mich auf Tod und Leben. —

Sein Blick kehrt zurück, er heftet das große, ernste Auge auf Heine.

„Das kann ich nicht. Was ich von mir gebe, ist Entleerung von Weltensstoff in mir; ich, das Einzelwesen, kann zugrunde gehen; nicht das, dessen Leben ich weiter reiche.“

\* \* \*

Heine lächelt: „Bon. Es muß auch solche Käuze geben . . . nichts für mich. Die Märtyrerpöse steht mir nicht.“

Seine Augen sehen auf einmal groß in die scheidende Sonne. Ist ein Ahnen über ihm, wie ihm die Märtyrerpöse stehen wird, in der ‚Matrazengruft‘; lahm, halb blind, irrsinnig vor Schmerzen, mit Augen, die vor Schlaflosigkeit brennen, was das sein wird, was er da dem Tode abringen wird, zwischen Abgründen? Was seine Seele im Angesicht des Letzten glatt machen wird wie ‚einen Spiegel‘? — Das, was den Zeitschriftsteller befriedigt, wahrlich nicht. — Und eine Erinnerung steigt in ihm auf an seine eigenen Worte, wie wohl der, ‚der selbst sein Leben hingibt für die Idee, in einem Augenblick mehr und glücklicher lebt, als der Sattgewordene in einem langen, egoistisch-behaglichen Leben . . .‘

Wie zur Antwort sagt Hebbel dazwischen:

„Wenn Sie es auch jetzt abschwören, Herr Heine, — eine Kraft wie Sie kehrt doch wieder zurück zu dem, von dem sie ausgegangen ist — wenn nicht früher, dann später —“

Heine sieht noch immer in die Sonne:

„Später, wohl später —“

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaulen  
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln  
Den lustigen Kahn. Ich saß darin  
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,  
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,  
Sie gingen unter im Vaterland,  
Mich warf der Sturm an den Seinesstrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,  
Mit neuen Genossen, es wogen und wiegen  
Die fremden Fluten mich hin und her —  
Wie fern die Heimat, mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —  
Es peitscht der Wind, die Planen krachen —  
Am Himmel erlischt der letzte Stern —  
Mein Herz wie schwer! Die Heimat wie fern!

